

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur Theater
und
M o d e.
1836.

Zweytes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

60514-B.
60514-1)
Zl. 1836
2

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 16. Juny 1836.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hien gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108. für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb- und 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

S e l l a.

(Fortsetzung.)

„Oder sollte,“ fuhr ich etwas zögernd fort, „vielleicht die Rückerinnerung an ein noch wertheres Wesen, bey dem das Herz alleinigen Antheil hat, Ihnen das Schmerzlichste des Getrenntseyns plötzlich so fühlbar gemacht haben?“

Ich war froh, daß es einmal heraus war, was ich so lange auf der Brust getragen. Ich sah sie forschend an. Sie blickte zur Erde. Ihre Lippen begannen leise zu heben, aber sich wieder sammelnd, hestete sie ihr Auge verfliegend auf mich und erwiderte: „Ach! warum thun Sie mir dieß an? Macht es Ihnen denn Freude, zu wissen, daß ich das beweinswertheste Wesen bin, daß ich verlassen und einsam in der weiten Welt stehe?“ —

„Also gestorben?“ fragte ich theilnehmend.

„Todt!“ entgegnete sie dumpf, neigte betrübt das Haupt und streckte die Hand nach der Erde aus, als wollte sie auf die Wohnstätte aller ihrer Lieben hinweisen.

„Und glauben Sie keinen Ersatz für das Verlorne mehr zu finden?“ forschte ich bedeutungsvoll und wollte ihre Hand ergreifen.

„Ewig nimmer!“ rief sie sicher und schnell, und ich glaubte zu bemerken, wie sie mit eben der Hand, die ich erschassen wollte, nach dem Kettschen griff und es fest an ihre Brust drückte.

„Ach!“ seufzte ich, „mit so viel Jugend, so viel Reiz und Verstand den Freuden des Lebens entsagen zu wollen und sich einer Trauer hinzugeben, die fruchtlos den verlorenen Gütern nachweint und so wie die Thränen, auch den Klagen den endlich in die Erde sinken läßt, ist doch eine Ungerechtigkeit gegen sich und gegen die Welt, deren Sie sich, Fräulein, nicht schuldig machen sollten.“

Ich erwartete hier eine Antwort, oder doch einen dankbaren Blick von ihr; sie wandelte aber nachdenkend an meiner Seite und schwieg.

Wir hatten endlich die Anhöhe erreicht. Die erfreulichste Aussicht that sich jenseits der Straße auf. Eine lachende Flur mit vielen Baumgruppen und ver-

beschreibe und endlich die Vermehrung und Cultur der Rosen gründlich lehre. Es ist in den eben gemachten Zwecken des Buches eine sehr lobenswürdige und umfangreiche Tendenz ausgesprochen, über deren Erreichung sich wohl nicht füglich ein Urtheil fällen läßt, ehe nicht das ganze Werk vorliegt. Dieses soll aus höchstens fünf Heften bestehen, deren Erscheinen von der Aufnahme der ersten beiden abhängig gemacht wird; im günstigen Falle würde die Vollendung der Herausgabe noch im Laufe dieses Jahres erfolgen. Nach dem, was bereits geleistet worden, zu schließen, dürfte dieses Hülfsbuch, eine Art Monographie der Rose, recht viel praktischen Werth besitzen, wenn auch vielleicht die strengwissenschaftliche Kritik nicht durchaus zufrieden gestellt erschiene; sonach wird es wohl an Theilnahme an dem Buche um so minder fehlen, als, zumal Dilettanten in der Blumistikern einen so leichtfaßlichen und prunklos auftretenden Führer wünschen müssen, und die Königin im Reiche Florenz so zahlreiche Verehrer besitzt. Indem wir uns daher für den Schluß des Wortes eine erschwende Beurtheilung desselben vorbehalten, können wir den Wunsch nicht verhehlen, daß der Verfasser, welcher seinem Gegenstande viele und große Opfer gebracht hat, doch für die Fortsetzung seines Buches eine sorgfältigere Theile in kritischer Beziehung handhabe oder auch handhaben lasse, denn in Hinsicht auf den grammatischen Theil ist in der That gar zu wenig geschehen. — Die Ausstattung ist ausgezeichnet schön. E.

Comptoir's Menagerie.

Von L. J. Zingler.

Es kann nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß Menagerien für Jedermann, der auf Bildung Anspruch macht, von großem Interesse seyn müssen. Der Zweck der Menagerien besteht keinesweges darin, durch Anschauung der äußeren Formen der einzelnen Thiergebilde, welche hier aus den verschiedensten Zonen vereinigt sind, die bloße Neugierde zu befriedigen, oder nur die Thiere selbst ihrer Gestalt nach kennen zu lernen. Diesem Zwecke würden unsere Museen, deren bennabe jede größere Stadt in dem gebildeten Theile von Europa mindestens eines aufzuweisen hat, vollkommen genügen; indem sie die Sammlungen der Thiere in viel reicherer Artenzahl enthalten und durch künstliche Präparation der Bälge, die natürlichen Formen darzustellen, oder dieselben, wie bei kleineren Thieren, durch Aufbewahrung der Leiber in Spiritus, zu erhalten trachten. Läge 'hierin' der wesentliche Grund zur Haltung von Menagerien, so würde man gewiß nicht so kostspielige Etablissements gegründet haben, und fortwährend zu erhalten bemüht seyn. Der Zweck der Menagerien besteht vielmehr darin, den Haushalt der Thiere zu beobachten, ihre einzelnen Lebensfunctionen zu erforschen, die Art und Weise, auf welcher sie ihre Nahrung zu sich nehmen, sich fortzupflanzen, die Eindrücke, welche äußerer Einflüsse auf sie bewirken und ihre Gebrden bei den verschiedenen Anlässen und Lebensverrichtungen kennen zu lernen, so wie ihren Instinct zu beleuchten. Nur durch eine solche Beobachtung am lebenden Thiere selbst gelangt man zu einer vollständigen Kenntniß der Natur dieser Geschöpfe; und wie wichtig es sey, dieselbe kennen zu lernen, bedarf wohl heut zu Tage keiner weiteren Beleuchtung mehr. Vorzüglich haben diese Wichtigkeit jene Nationen gefühlt, welche uns in der Schätzung der Wissenschaften vorangeht sind. Frankreich besitzt schon seit langer Zeit in seiner Hauptstadt eine Anstalt, welche ganz dazu geschaffen ist, diesem Zwecke auf das vollkommenste zu entsprechen. Die Menagerie im Jardin des Plantes zu Paris ist so zweckmäßig angelegt, daß sie hierin kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Die daseibst gehaltenen Thiere sind durchaus in Räumen aufbewahrt, welche ihrer Anlage nach so eingerichtet sind, daß sie den heimatischen Localverhältnissen der einzelnen Thiere möglichst entsprechen. In noch höherem Maße findet eine solche Nachbildung der örtlichen, dem Aufenthalt der einzelnen Thiergebilde in ihrer Heimat entsprechenden Verhältnisse, in der in ihrer Art gewiß einzigen, weltberühmten Menagerie der Zoological Society in London Statt; eine Anstalt, welche nicht so, wie jene zu Paris, auf Kosten des Staates, sondern lediglich durch Beiträge von Privaten und derjenigen Personen erhalten wird, welche dieselbe in so bedeutender Anzahl besuchen. Auch in Berlin soll in neuester Zeit eine ähnliche Anlage, nach dem großartigen Muster der Londoner Menagerie im Werke seyn. Nur durch eine solche Anlage, wo jedes Thier einen eigenen, seiner Größe angemessenen Park bewohnt, und durch die ganze Umgebung in Verhältnisse gebracht ist, die ihm seinen Naturzustand gleichsam ersetzen, ist es möglich, die Natur

der Thiere vollkommen kennen zu lernen; was bey Menagerien, wosjene Vorkehrungen nicht getroffen sind, und namentlich bey wandernden Menagerien, wo sie durchaus nicht getroffen werden können, immer nur theilweise und unvollkommen erreicht wird. Doch gehören auch diese nicht stabilen Menagerien immer noch Vortheile genug für den Besizer, da er in denselben hinreichende Gelegenheit findet, seine Kenntnisse zu bereichern, sein Wissen zu vermehren, und so manchen interessanten Lebensmoment der fremdartigen Thierbildung abzulauschen, den er sonst nirgends wieder zu sehen bekommt, oder aus bloßen Beschreibungen nur, so unvollkommen erfährt, daß ersich kaum davon ein deutliches Bild zu machen im Stande ist.

Wien, das seiner Lage nach nicht dazu geeignet ist, eine so große Anzahl der verschiedenen Thierarten aufzunehmen, wie London und Paris, und das auch noch dormalen in seiner Menagerie zu Schönbrunn (welche übrigens ganz dazu geeignet wäre) nicht jene dem Aufenthaltsorte der Thiere so völlig angemessene Anlage findet, ist daher hauptsächlich nur auf wandernde Menagerien hingewiesen, deren sich während eines Zeitraumes von 25 Jahren eine bedeutende Anzahl, und zum Theile sehr ausgezeichnete Sammlungen hier einfanden, und uns in die Lage setzten, eine höchst bedeutende Menge verschiedener Thierarten kennen zu lernen und im lebenden Zustande beobachten zu können. Wir nennen nur die größeren Menagerien von Amigoni und Ghesa vom J. 1811; von Trede und Denebeque, 1818; Tourniaire, 1818, 1820 und 1836, welche letztere uns zu diesem Aufsatze Veranlassung gibt; Gautier, 1822; Adviuent, 1823, 1826 und 1830; der herrlichen Menagerie von van Aken, 1824, 1826, 1828, 1833 und 1834; von Simonelli und Soué, 1824; Köll, 1824 und 1836; Koffi, 1827; van Dinter, 1828; Gullety und Eringer, 1829 und Barnabo, 1831; deren beynähe jede eines oder mehrere eigenthümliche, sonst hier nicht gelehene Thiere enthielt, die Schausstellungen einzelner Thiere übergehend, welche während jenes Zeitraumes hier Statt fanden, und eben nicht unbedeutend sind, weder an Zahl, noch an interessanten und merkwürdigen Gegenständen.

Tourniares Menagerie, so wie wir sie gegenwärtig hier sehen, gehört zwar keinesweges zu den reichsten, wohl aber zu den lebenswürdigsten. Es ist auch nicht immer die große Anzahl an Arten, die eine solche Sammlung ausgezeichnet macht, sondern die Seltenheit des Gegenstandes, den sie enthält, oder ein gewisses geschichtliches Interesse, das sich daran knüpft. Beide letztere Fälle finden bey Tourniares Menagerie Statt; welche im Ganzen nur aus elf verschiedenen Thierarten, sieben Säugthieren, drey Vögeln und einem Reptile, in vierzehn Stücken besteht. Desto erfreulicher ist es aber, unter einer so geringen Anzahl von Thieren drey so ausgezeichnet merkwürdige zu finden, wie hier. Wir meinen das so überaus seltene Armadillo, das Rhinoceros und den Elephanten; jene beyden riesigen Formen aus der ältesten Bildungsperiode der Säugthiere, in welcher die kräftige Natur, mit Beyhülfe mächtiger sibirischer Einflüsse, aus dem in den Gewässern enthaltenen Urschleime, durchaus nur kolossale Formen hervorgebracht; während sie sich gegenwärtig mit all ihren Bestrebungen kaum mehr über die Bildung von Infusionsthierchen und Milben zu erheben vermag; Formen, von denen leider nur sehr wenige Gattungen und Arten bis auf uns übergegangen sind, die allermeisten aber durch jene großen Revolutionen, welche die Erdoberfläche erlitten, vernichtet wurden und uns nur mehr aus fossilen Überresten bekannt sind.

Wir wollen den Inhalt dieser schönen Menagerie hier stückweise durchgehen und den Leser hierbey auf das Wissenswürdigste aufmerksam machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Modell XXIV.

Kleid von Foulard mit Stickerey von Seide. Kleid von Spitzengrund mit Malines (Zwirnsphien) garnirt und aufgelegt. Nach Originalen von Frn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Basthut mit Blumen und Taffetband. Eine Haube von Applicationsphien mit Blumen. Nach Originalen von Josephine Niederritter (vormals Langer), Annagasse Nr. 986 im ersten Stode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 18. Juny 1836.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelsjährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertelsjährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bei A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

S e i l a.

(F o r t s e t z u n g.)

„Über Mylord!“ brach ich endlich mein Schweigen, „bedenken Sie doch, was Sie thun. Sie handeln in Aufwallung. Lassen Sie Ihr Blut etwas abkühlen. Dann will ich Ihnen gerne eine Aufklärung über...“

„Ist nicht nöthig! ist nicht nöthig!“ unterbrach er mich hier. „Das sind Ausflüchte. Meine Augen sehen klar und deutlich. Sie wollen mich nur hinhalten. Sie sind ein Feiger, ein elender Abenteurer, der sich hinter dem Rücken die Gunst der Damen erschleicht.“

Das brachte mich in Zorn. Ich bezwang mich kaum mehr. Die Lächerlichkeit verschwand und die Sache wurde ernsthaft. Im ersten Augenblicke hätte ich ihm gern eine Kugel durch den Kopf geschossen; aber ich fastete mich noch und erwiderte verächtlich: „Die rohen Beleidigungen eines Wahnsinnigen können mich nicht treffen. Ich glaube, Mylord, in Ihnen einen Mann kennen gelernt zu haben, der Verstand und Bildung besitzt. Ihr jetziges Benehmen straft meine gute Meinung Lügen.“

„Sie wagen es, mich zu schmähen?“ rief er mit bebenden Lippen und ballte seine Fäuste gegen mich.

Meine Gelassenheit, die ich ihm kaltblütig entgegensezte, brachte ihn zur Wuth.

„Wohlan!“ rief er schäumend, „entschließen Sie sich kurz, oder — ich ergreife beide Pistolen und schieße Sie nieder.“

Dieß sagend, machte er hastig einen Schritt zur Bank, sah sich nach mir fragend um und streckte wirklich beide Hände nach den Pistolen aus.

Der Augenblick war dringend. „Halt!“ rief ich mit donnernder Stimme, die ihn etwas durchschütterte. „Wollen Sie zum Mordhahn an mir werden?“

Meine Blicke trafen ihn gut. Er schien etwas verblüfft; aber sich gleich wieder sammelnd erwiderte er: „Mit nichts; sonst würde ich Ihnen nicht die Waffen zur Wahl hier geben. Belieben Sie!“ —

fern Lesern Parini's „Tag“ zu empfehlen. Dieses treffliche Werk, historisch, kritisch beleuchtet vom Professor de Magri (einem anderen jungen Literator, der durch Herz, Fleiß und Talent unserem Vaterlande, dem Kaiserthume Österreich, Ehre macht) ist 1829 zu Mailand bey Visai aufgelegt worden.

(Wird fortgesetzt.)

Tournaire's Menagerie.

(Fortsetzung.)

Wir beginnen mit dem Rhinoceros oder Nashorne, das unstreitig unter allen hier ausgestellten Thieren das allgemeinste Interesse hat. Dieses eben so seltene, als rückfichtlich seiner Körperbildung auffallende, merkwürdige Thier, gehört derjenigen Art an, welche die Naturforscher mit dem Namen indisches Nashorn (*Rhinoceros indicus*) belegen, und ist dasselbe Exemplar, welches Tournaire schon vor 18 Jahren hier zur Schau gestellt hatte, und das mit vollem Rechte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist ein vollkommen ausgewachsenes Männchen und in jeder Beziehung trefflich erhalten. Das Merkwürdigste an diesem Thiere, welches das Festland von Ost-Indien jenseits des Ganges, namentlich Bengalen, Siam und Cochinchina bewohnt, ist die eigenthümliche Hautbildung, mit ihren panzerartigen Abgrenzungen, welche zwar nicht so deutlich wie beym Armadille oder Gürtelthiere angedeutet sind, aber unstreitig eben so, wie bey diesem, eine Wiederholung des Knochenpanzers der Schildkröten darstellen. Die tiefen Falten, in welche die Haut bey den Hauptgelenken des Körpers gelegt ist, und welche bey jeder Bewegung des Thieres, auch die Bewegung der einzelnen Theile dieses Hautpanzers gestatten, sprechen zu deutlich diese Wiederholung aus, als daß man daran zweifeln könnte. So diß die Haut übrigenß ist, welche den eigentlichen Panzer bildet, und durch die damit verbundene Geschmeidigkeit selbst dem Säbelstiche und dem Eindringen von Musketenkugeln troht, eben so weich, glatt und dünn ist sie in den Falten. Schon bey einer flüchtigen Betrachtung gewahrt man, daß die ganze Oberfläche der Haut durch vielfach sich kreuzende Falten gleichsam schuppenartig in kleine Felder getheilt ist; eine Eigenthümlichkeit, welche diese Art nur mit dem verwandten Nashorne von Java (*Rhinoceros javanicus*) gemein hat, welches ebenfalls einhörnig ist, sich von dem indischen Nashorne aber durch einen gestreckteren Kopf, kürzere, an ihren Rändern stärker behaarte Ohren, vollkommen gewinkelte Hautwarzen und viel schwächere, bey weitem nicht so tief herabhängende Halsfalten unterscheidet. Bey den übrigen Arten dieser Gattung hingegen, nemlich dem Nashorne von Sumatra (*Rhinoceros sumatrensis*), dem capischen (*Rhinoceros africanus*), und dem stumpfschnauzigen (*Rhinoceros simus*) aus Mittel-Afrika, welche zwey Hörner auf der Nasenluppe tragen, ist die Haut glatt und ohne diese warzenartigen Felder. Der gewaltige Kopf hat theils durch die Gestalt der großen Ohren und die unverhältnißmäßig kleinen Augen einige Ähnlichkeit mit dem Kopfe des Schweines, theils durch die vorwaltende rüsselartige Bildung der Oberlippe, welche jedoch von dem Thiere meist eingezogen ist, doch nach Willkür vorgestreckt werden kann, mit dem Tapir. Auffallend ist daran das mächtige Horn, das auf der Rüsselspitze sitzt und eben so wie die Nägel der Thiere und die Hornscheiden der Wiederhauer aus wahren Horngewebe besteht, das durch eine Zusammenseimung von Haaren gebildet wird. Es ist durchaus unwahr, daß das Rhinoceros sein Horn abwerfe; wohl aber nimmt es mit dem Alter zu, und wächst eben so wie die Nägel und Hufe nach, wenn es durch Reibung abgenützt oder wohl gar abgebrochen wird. Wie schon erwähnt, kommt dieser Art nur ein einziges solches Horn zu. Wenn das Thier völlig erwachsen ist, so steht die Größe seines Leibes jener des Elephanten nur wenig nach; nur sind seine Füße kürzer. In Betracht seiner Fußbildung kommt es am nächsten mit dem Tapir und Schweine überein, und unterscheidet sich dadurch auffallend vom Elephanten, daß es nicht so wie dieser ein Sohlengänger ist, sondern auf die Zehen auftritt, und daß die Hornscheiden der Zehen, deren es an jedem Fuße drey hat, wahre Hufe, und nicht wie bey dem Elephanten Ruppennägel sind. Seine Füße sind übrigens stark, kurz, dick, und die vorderen dachartig gekrümmt. Die ganz eigenthümliche Bildung der Generationsorgane beweiset, daß das Rhinoceros unter die *Animalia retromingentia* gehöre. Der Schwanz ist nur von mäßiger Länge, mit einzelnen Haaren besetzt und liegt in einer

Schilde des Hautpanzers. Das indische Nashorn ist von gutmüthiger Natur, nährt sich von Vegetabilien und hält sich in den sumpfigen Wäldern seines Heimatlandes auf, wo es meist einsam und nur selten in geringer Zahl zusammenlebt. Dumm und träge, wie es ist, fügt es dem Menschen, ohne gereizt zu werden, kein Leid zu. Wird es aber gereizt, so verfolgt es seinen Feind mit Wuth, tritt alles, was ihm in den Weg kommt, nieder, und erschleudert ihn, wenn es ihn erreicht, mit seinem Horne in die Luft. Verfehlt es ihn aber, was sehr leicht zu erzielen ist, wenn man ihm bey seiner Annäherung aus dem Wege tritt, so fodann theils durch sein schlechtes Gesicht, theils durch seine Unbehülflichkeit im Wenden bald die Spur verliert, so läßt es seinen Grimm an der Erde aus, die es mit seinem Horne unter heftigem Grunzen aufwühlt, bald aber beruhigt weiter geht. Die vorgebliche, und in die meisten Naturgeschichten eingeschlichene Sage, von einem angebornen Hass gegen den Elephanten, und den blutigen Kämpfen, die es gegen denselben besteht, beruhen durchaus nur auf lügenhaften Auslagen älterer Reisenden. Wohl aber ist es wahr, daß es nicht von Raubthieren angegriffen werde. Die Stimme des Rhinoceros gleicht dem Grunzen des Schweines, und erschallet nur dann laut, wenn es zum Horne gereizt wird. Das Rhinoceros bringt nur ein Junges zur Welt und kann in seiner Jugend sehr leicht gezähmt werden. Nutzen schafft es nur sehr wenig. Sein schlechtes, schwammiges Fleisch wird nur selten von den Eingebornen seiner Heimat genossen. Aus seinem Horne werden Bekker verfertigt, welche der Aberglaube für ein Schutzmittel gegen Vergiftung hält. Seine Haut liefert dauerhafte Peitschen.

Das Nashorn, welches übrigens keinesweges, wie einige Naturforscher sich zu beweisen bemühen, unter dem Reem der Bibel oder dem Einhorne verstanden wurde, war schon den Alten bekannt, und wurde kurz nach Christi Geburt zuerst nach Europa gebracht, wo es durch Pompejus M. bey den Thierkämpfen in Rom gebraucht wurde. Auch später unter Augustus, Domitian, Antoninus Pius, Gordian, Heliogabalus und Heraclius erschien es theils im Circus, theils bey den Triumphzügen der Feldherren und Kaiser zu Rom. Schon auf dem Pränestischen Pflaster befindet sich eine getreue Abbildung desselben. Daß es aber nicht bloß das indische Nashorn war, welches die Alten kannten, beweiset eine Münze des Domitian, welche das zweihörnige Nashorn, wahrscheinlich das capische, darstellt, das seither nicht wieder lebend nach Europa kam. Vom dritten bis zum sechsten Jahrhunderte wurde keines mehr lebend nach Europa gebracht. Das erste, welches in neuerer Zeit nach Europa kam, ist jenes, welches 1513 nach Lissabon gebracht, und nach einer schlechten Zeichnung von Albrecht Dürer im Jahre 1515 in Holz geschnitten wurde. Seit jener Zeit kamen bis auf das Tournaiesche, welches das siebente ist, nur sechs lebend nach Europa; und zwar 1685, 1739, 1741, 1793, 1800, 1801 und 1815; alle nach London. Jenes von 1739 wurde durch ben nahe ganz Europa geführt und eben so das von 1741, welches durch Parson's Beschreibung die Veranlassung zur ersten genaueren Kenntniß dieses Thieres bot. Es war ein Weibchen, wurde von einem Holländer gebracht und 1749 in Paris, und von 1750 bis 1751 auch in Wien gezeigt. Das Rhinoceros von 1793 starb in der Menagerie zu Versailles und jenes von 1800 zu London. Alle gehörten einer und derselben Art, nemlich jener an, welche das Festland von Ost-Indien bewohnt. Nicht so jenes von 1801 (wir können das Jahr nicht mit völliger Gewißheit bezeichnen), welches noch ganz jung auf der Reise nach Hamburg starb und gegenwärtig im kaiserlich-zoologischen Museum zu Wien aufbewahrt wird, und das der nächst verwandten, javanischen Art angehört. Das Tournaiesche Rhinoceros ist daher schon seit 21 Jahren das einzige lebende in Europa, wo es bereits in den meisten Ländern zur Schau gestellt wurde. Überhaupt gehört dieses Thier zu den seltensten Erscheinungen in unserem Welttheile, theils wegen der Schwierigkeit des Fanges und des Transportes, theils, weil es selbst in seinem Vaterlande nicht sehr häufig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 21. Juny 1836.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. W. bei A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

S e l l a.

(F o r t s e t z u n g.)

Sie gab dem Lord ihren Arm. Ich folgte an ihrer Seite. Im Gehen stieß sie an die Pistole, die der Lord fallen gelassen hatte. „Sie Böser!“ sagte sie, „muß ich mir mit Ihrem Mordinstrumente auch noch wehe thun. Konnten Sie es übers Herz bringen, solch Unheil zu schaffen, wo Sie übrigens gar nicht nöthig gehabt hätten, eifersüchtig zu seyn; denn ich glaube mich von dem guten Eindrucke, den Sie auf Fella gemacht haben, fast zur Genüge überzeugt zu haben! Und Sie, mein Herr,“ wendete sie sich an mich, „werden gegen das Glück meines Freundes gewiß nichts einzuwenden haben!“

Der Lord küßte der Lady zärtlich die Hand und blickte entzückt zum Himmel empor.

Ich erwiderte gelassen: „Nicht im geringsten, Mylady! Mir ist es die größte Lust, wenn ich sehe, daß sich edle Herzen treffen.“ Ich glaubte zu ersticken, so schnürte es mir die Kehle zusammen, als ich die dornigen Worte der Lady erwidern mußte.

„Dem guten Kinde,“ fuhr diese bedächtig fort, „dürfen wir gar nichts sagen, daß Sie sich ihrethalben gefordert haben. Sie würde sich deßhalb nur kränken und betrüben.“

Wir waren während dieser Worte an der Treppe angekommen. Die Lady wollte mich hinaufnöthigen. Ich aber mußte hinaus, um frey athmen zu können. Ich entschuldigte mich daher, noch etwas besorgen zu müssen, und eilte fort.

Ich irrte mehrere Stunden herum. Also war es jetzt sicher und unwiderstehlich, ich durfte mir auf sie keine Hoffnung machen! — So bang, so öde war mir in der Brust! In solchen Augenblicken fühlt man die Sterblichkeit am meisten. Es war, als zöge es mich immer tiefer, immer tiefer in die Erde hinab; über mir hörte ich es noch saufen und rauschen, für mich aber, glaubte ich, gäbe es weder Freude noch Leid mehr, sondern nur ein Einschlafen und Vergehen. — Ermanne dich! rief ich mir hundertmal zu. Willst du dich kränkelnd hinschleppen?

Tourniaire's Menagerie.

(Fortsetzung.)

Nach dem Rhinoceros ist es zunächst der Elephant, welcher in Tourniaire's Menagerie den Blick des Beschauers auf sich zieht. Es gibt in der lebenden Schöpfung nur zwei verschiedene Arten von Elephanten, nemlich den indischen (*Elephas indicus*), welcher die südlichen Gegenden von Asien und die dazu gehörigen Inseln bewohnt, und den afrikanischen (*Elephas africanus*), aus dem südlichen Afrika. Der längliche Kopf, die tief eingebuchtete Stirne, die verhältnißmäßig kleinen Ohren und vollends die bandförmigen Leisten auf den Kauflächen der Backenzähne, überzeugen uns, daß Tourniaire's Elephant, eben so wie die allermeisten, welche bisher lebend nach Europa kamen, ostindischen Ursprunges sey und keinesweges der afrikanische Elephant, welcher nur zweymal lebend nach Europa kam und sich noch dormalen in den Menagerien zu London und Paris befindet. Wir haben schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern eine ziemlich vollständige Naturgeschichte dieses Thieres geliefert, und wollen daher hier nur dasjenige nachtragen, was nicht schon früher berührt wurde. Diese Art ist es, der man einen Instinct zuschrieb, von welchem man so übertriebene Erzählungen machte, daß man ihn sogar in wahre Vernunft und moralisches Gefühl umwandelte. Diese Übermacht des Elephanten vor anderen Thieren ist zum Theile auch auf wirkliche Vorzüge gegründet, als die Vollkommenheit seines Betastungsorganes, die Leichtigkeit, womit er alles, was er sieht, aufzufassen versteht, die Feinheit seines Gehörs und Geruches, die Länge seines Lebens, und den Reichthum von Erfahrungen und Gewohnheiten, die daraus entspringen; kurz auf seine Größe und Stärke, die, indem sie ihm die Achtung aller Thiere schafft, ihm auch eine beständige Ruhe und Behaglichkeit sichert. Indes sind seine äußeren Organe, so vortheilhaft sie auch gebildet sind, keinesweges durch ein energischeres Nervensystem besetzt, noch ist es feiner als jenes anderer Thiere. Sein Gehirn ist im Verhältnisse zu seiner Größe sehr klein, und nur die Einbuchtung auf der Stirne vergrößert seinen Schädel und macht ihn fast so gewölbt, wie bey'm Menschen. Diese besondere Schädelbildung ist die Ursache seiner gewichtigen und überlegenen Physiognomie, die nicht wenig bengetragen haben mag, dem Elephanten jenen Ruf von Verstand und Schicklichkeit zu geben, der ihn so berühmt gemacht hat. Die Malaien bezeichnen aus diesem Grunde den Elephanten sogar mit einem Namen, welcher derselbe ist, der dem Menschen zukommt, und den Begriff eines vernünftigen Wesens verbindet. Schon die Alten erkannten seine Sanftmuth, die Leichtigkeit, womit er sich zähmen läßt, seine Anhänglichkeit an seinen Herrn, seine Erkenntlichkeit gegen Wohlthäter und seinen Unwillen gegen Beleidigungen; durchaus Eigenschaften, die er besitzt, mit dem Hunde aber und anderen Thieren gemein hat. Man ging aber so weit, ihm sogar die feinsten Urtheile bezumessen, ja sogar eine Art von Religion, Verehrung und Opfer zum Monde, Gebethe zur Erde, wenn er krank ist, und Tugenden, welche selbst unter den Menschen höchst selten sind, als eine unverbrüchliche Treue und eine beständige Weigerung sich zum Diener der Ungerechtigkeit zu machen.

Die Indier behaupten, daß sie sich den Elephanten verständlich zu machen, und sie durch ähnliche Leidenschaften zu leiten wissen, welche auch uns beherrschen, wie durch die Liebe zum Schmucke und selbst durch einfaches Lob. Die Reisenden, geschmeichelt von einem so wunderbaren Wesen sprechen zu können, nahmen nur allzuleicht die Erzählungen dieser rohen Völker auf, und die Naturforscher waren häufig zu geneigt, den Aussagen der Reisenden unbedingten Glauben zu schenken. Wenigstens ist es gewiß, daß nach den Beobachtungen verständiger und genauer Männer, der Elephant von der Höhe herabgefallen sey, worauf man ihn in Betreff seiner Verstandeskkräfte gestellt hatte.

Noch sey es uns erlaubt, hier einige geschichtliche Notizen anzureihen. Homer spricht häufig von Eisenbein, hat aber den Elephanten keineswegs gekannt. Herodotus sagte der erste, daß diese Substanz von den Zähnen dieses Thieres komme. Die ersten Griechen, welche den Elephanten sahen, waren Alexander und seine Macedonier, als sie gegen Porus kämpften. Sie müssen ihn wohl beobachtet haben; denn Aristoteles gibt von diesem Thiere eine vollständige Geschichte, die selbst in allen Einzelheiten viel wahrer ist, als die unserer Neuen. Nach Alexander's Tode hatte Antigonus die meisten Elephanten. Pyrrhus führte im Jahre 472 (381 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung) die ersten nach Italien; und als er zu Tarent landete, gaben die Römer diesen ihnen unbekannten Thieren den Namen Osken von Lucania. Curius Dentatus, der vier davon im Kampfe gegen Pyrrhus nahm, führte sie nach Rom zur Verherrlichung seines Triumphes; und diese waren die ersten, die man dort

sah. Doch bald wurden sie allgemein. Als Metekl, im Jahre 502 von Rom, die Karthager in Sicilien besiegt hatte, ließ er ihre Elephanten auf Bösen nach Rom bringen; nach Seneca 120, nach Plinius aber 142 an der Zahl. Claudius Pulcher ließ sie im Jahre 655 zu Rom im Circus streiten, und Lucullus, Pompejus, Caesar und Claudius Nero gaben Gefechte zwischen Elephanten und Stieren; ja sie ließen sie sogar mit Menschen kämpfen. Pompejus spannte sie bei seinem Triumph in Afrika an seinen Wagen und Germanicus zeigte den Römern ihren plumpen Tanz. Man hatte sie selbst gelehrt, zwischen liegenden Menschen umherzulaufen, ohne irgend Jemand zu verwunden; und die Geschichte erzählt uns sogar, was fast unglaublich scheinen und aus Fabelhafte grenzen würde, wenn nicht mehrere wahrheitsliebende Schriftsteller sich vereinten, es zu bestätigen, daß unter Nero einer auf dem Seile tanzte, der einen römischen Reiter auf dem Rücken trug! — Man liest im Aelian die außerordentlichen Streiche, die man sie ausführen ließ und derselbe Schriftsteller sagt ausdrücklich, daß es zu Rom geborne Elephanten waren, die man so abrichtete; was vereint mit den Versuchen des M. Corso Hoffnung gibt, dieses nützliche Thier in der Gefangenschaft zu vermehren. Der erste Elephant, welcher nach Deutschland kam, war jener, welchen der ritterliche Kaiser Max II. im Jahre 1551 erhielt, von welcher Zeit sich auch die Mehrzahl unserer Hauswilder herschreibt, die den Elephanten führen.

Tourniaire's Elephant, den wir gegenwärtig hier sehen, ist ein männliches Thier und von nicht besonderer Größe. Schade, daß er beyde Stoßzähne gebrochen hat. Er soll eben so, wie jener, welchen Mad. Tourniaire in den Jahren 1818 und 1820 in Wien im Circus ritt, zum Reiten und verschiedenen Kunststücken dressirt seyn.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

„Bisotien.“ Von Johann Gabriel Seidl. Wien. Söllinger. 1836. kl. 8. 258 S.

Bisotien heißen die im vorliegenden Bande gesammelten Dichtungen, weil sie zu zwey und zwey, eine epische und eine lyrische, gereimt sind; die Empfindung, welche den Leser aus ihnen anspricht, soll als ihre Blüthe gelten. — Wir werden uns mit diesem Buche einer Kritik überheben und es bey einer bloßen Anzeige bewenden lassen; — zu recensiren gibt es in demselben Nichts, nur zu fühlen: wer aber das kann, der wird es uns Dank wissen, wenn wir, ohne mit der haarfarken Nadel prüfend in das frische, duftige Fleisch zu dringen, diesmal das Amt der Kritik bloß zur wegweisenden Tafel machen, die da verkünde: Hier haltet still, ihr Freunde der Poesie! hier ist kräftige, nahrhafte, würzig-schmeckende Speise für euren Gaumen! hier rinnt der unge-trübte Becher wahrer Begeisterung! — Ach, was für eine schöne Sache ist es um ein ächtes, rechtes Gedicht! — Lange schon hat Ref. dieß nicht so lebhaft empfunden, als bey'm Lesen der „Bisotien“ Seidl's, eines Poeten, wie sie leider immer seltener wachsen, wie wir deren nur so wenig besitzen, daß man, ehrlich gestanden, leicht an den Fingern die Summe abzählen könnte! Wie Seidl's Individualität sich äußert, so dachten wir uns immer den Dichter: so trüb und schwärmerisch, so lebensfreudig und rask, so tiefkühlend und so anscheinend-leichtfertig, so harmlos und doch so voll der ernstesten Bilder; Phantasie, Gemüth und Verstand durch eine schöne Wechselwirkung geordnet, fern allem Polemisiren, aller Politik, der schon von Goethe verpönten, welche aber in unsern Tagen allgemach die zehnte und vielleicht die mächtigste der Mufen zu werden droht, deren Quell durch ihre Salben und künstlichen Wassergänge verkümmert! Seidl's Dichtungen sind Ausflüsse eines warmen Herzens, von einer bildungsfähigen Imagination aufgefangen und im Spiegel eines geläuterten Verstandes reflectirt, daß ein Ganzes daraus wird von erhebendem, Geist und Gemüth in gleichem Maße fesselnden Interesse. Mancher wird vielleicht die regelmäßige Folge dieser epischen und lyrischen Immergrün: Doppeltzweige nicht frey von Monotonie finden; Dieser und Jener an einzelnen Gedichten zu mäkeln haben; Ref. vermochte sich dieß nicht abzugewinnen; er las und las sich in das Buch hinein und wieder heraus und erschrak, als er, S. 258 angelangt, gegenüber das Inhaltsverzeichnis beginnen sah. Nun wollte er sich, seiner Pflicht gemäß, mit dem kritischen Nichts bewehren; allein es ging nicht, und indem er zu seinem Behufe den Band noch einmal durchblätterte, tauchten ihm dessen Vorgänge mehr und mehr auf, redeten mit lauterer Zunge zu seinem Herzen, rührten mit rosigem Finger an seinen Verstand, an seine Einbildungskraft. Ja, Seidl ist ein

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 23. Juny 1836.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modelibild, welche hier gegen Voranbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung F. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

S e l l a.

(F o r t s e t z u n g.)

„Ja!“ sagte er dann laut und wie mich vergeffend; kehrte sich aber gleich wieder zu mir und fuhr fort: „Sehen Sie, so werde ich gequält, und doch bin nur ich allein daran Schuld. Haben Sie denn nicht gehört, wie er mich ruft? Kommen Sie etwas näher!“

Er führte mich einige Schritte weit an eine Brustwehr, die schügend ein weites Viereck einsaßte, das sich tief in den Festungsgraben hinabsenkte. Davor blieb er stehen und lehnte sich über die Mauer hinein. Ich wußte nicht, was er beginnen würde. „Hören Sie nicht,“ wendete er sich darauf wieder an mich und sah mich mit aufgerissenen Augen an, „da heraus Cajetan! Cajetan! rufen?“

Das kam mir wunderbar vor. Ich beugte mich etwas über die Mauer und sah in den Schlund hinab. Der Mond zog einen langen Lichtstreif auf der einen Seite hinunter, sonst lag schauerliche Finsterniß darin. In der Tiefe waltete es unheimlich und grauenhaft. Ein kalter Nebel wehte zurückschreckend empor. Ich horchte eine Secunde. Schwere Stille herrscht ringsum. Plötzlich ist es mir, als vernehme ich wie aus dem Innern der Erde laut und deutlich den Ruf: „Cajetan! Cajetan!“ Erschrocken ziehe ich schnell das Haupt zurück. Ich wußte nicht, war es Wirklichkeit oder Einbildung. Er merkte mein Befremden. „Nicht wahr?“ fragte er mich mit wehmüthiger Überzeugung und ein paar Thränen rollten ihm die Wangen herab; „seh'n Sie,“ fuhr er fort, „so heiße ich, und der da unten ruft mich. — Ach! ich hätte Ihnen viel zu sagen. Sie scheinen mich zu verstehen; aber heute ist keine Zeit mehr dazu. Sie sind ermüdet und des Schlafes bedürftig. Gönnen Sie mir nur die Freiheit, daß ich Sie morgen besuchen und gegen Sie mein Herz ausschütten darf! Wollen Sie das?“

Seine Hand hatte fest die meinige umfaßt. Er sah mich stehend an. Ich war wie von unsichtbarer Macht umgarnt und gefangen. Das Rufen aus der Tiefe gestalte mir noch immer in den Ohren. „Ja!“ sagte ich wie benüßlos zu

Personen zwanzig Kreuzer, von den gemeinen unstatthaften Personen, und Dienern, zehn Kreuzer gegeben werden.

Würde aber ein Arzt zu einem gar Armen, der obbestimmten Lohn zu geben nicht vermöchte, berufen, solchen armen dürftigen Kranken soll der Arzt ohne einer Belohnung um Gotteswillen, aus christlich brüderlicher Liebe, und in Erwägung, daß ihm solches von Gott in andern Weg ersattet werden kann, gewärtig und willig, auch mit seiner Kunst, treuen Rath, und Beistand zu helfen schuldig und verbunden seyn.

Wenn ein Arzt aus den Städten von Jemand auf das Land hinaus berufen würde, soll er sich desselben außer genugsamer redlicher Verhinderung nicht weigern, doch soll der, so nach dem Arzt schickt, auf seine eigenen Unkosten ihn mit Roß, Fuhr und Zehrung hin und wieder bringen, und ihm noch dazu zu einer Belohnung von jeder Meile, die der Arzt zu dem Berufter zu ziehen hat, zwanzig Kreuzer und so oft er einen ganzen Tag still liegt, einen rheinischen Gulden zu sechzig Kreuzer, oder fünfzehn Pagen gerechnet, neben der Unterhaltung geben; aber am wieder heimziehen, soll dem Arzt für die Meile der Lohn der zwanzig Kreuzer nicht bezahlt, auch über diese Sägung Niemand beschwert werden.

Wenn ein Arzt zu einem berufen würde in dessen Brod mehr als eine Person krank wäre, soll der Arzt für jeden Gang, für dieselben Kranken Personen alle, nicht mehr als ob er nur einen Patienten daselbst besucht hätte, obgehörter Massen belohnt werden.

Doch soll Niemanden verwehrt seyn, eines jeden guten Willen nach, den Arzt nach Gestalt gehabter Mühe und Fleiß etwas über obbestimmten Lohn zu verehren.

Die Apotheker sollen durch sachverständige, von den Obrigkeiten hiezu verordnete Personen ordentlich, und aufs wenigste jeden Jahrs einmal fleißig visitirt und besichtigt, alle alt verlegen und untauglichen Materialien, und Spezies abgeschafft, bestimmtes Maß und Ordnung gegeben werden, damit die Apotheken mit gutem, frischen, und gerechten Zeug und Materialien versehen, und die Recept nicht zu hoch gesteigert, und Niemand in Bezahlung der Arzneyen zu viel beschwert sey.

Journiaire's Menagerie.

(S a l u s.)

Der Seltenheit nach unter allen Thieren dieser Menagerie obenan, steht das Armadill oder Gürtelthier, das zwar durch seine Kleinheit auf das größere Publicum nicht jenen Eindruck macht, den es verdiente, aber für den Kenner zu dem Merkwürdigsten der ganzen Sammlung gehört. In diesem Thiere hat die Natur die Schildkrötenform auf das Auffallendste wiederholt. Ein dicker Knochenpanzer, der auf seiner Oberfläche auf eine höchst zielliche Weise in viele kleine regelmäßig geformte Schildchen getheilt ist, würde diesem Thiere eben so wie den allermeisten Schildkröten keine Bewegung des eigentlichen Leibes oder Kumpfes gestatten, wenn er nicht in seiner Mitte durch abgesonderte, gürtelartige Gliederungen getheilt wäre. Diese Gliederungen gestatten dem Thiere, sich nach Art der Igel oder der Kollasseln kugelförmig zusammenzurollen, und so den Nachstellungen seiner Feinde bisweilen zu entgehen. Eine genaue Anschauung dieses Thieres lehrt uns, daß es sechs vollkommen bewegliche und einen siebenten halbbeweglichen Gürtel habe, der in seiner Mitte mit dem Hintertheile des Panzers verwachsen ist. Dieses Kennzeichen, vereint mit dem platten stumpfen Kopfe, dem kurzen Schweife, der Fünfzahl der Zehen an den Füßen, und den beyden Vorderzähnen, welche es im Oberkiefer trägt, überzeugen uns, daß es das Ponou der Brasilianer, das Encuberto der Portugiesen, nemlich das sechsgürtelige Armadill (*Euphractus sexcinctus*) sey. Diese Art wurde bis jetzt noch nie lebend in Wien, und überhaupt nur sehr selten in Europa gesehen. Sie ist, wie alle Gürtelthiere, der neuen Welt eigenthümlich, und bewohnt die sandigen Gegenden von Paraguay, wo es sich mittelst seiner Scharrfüße mit unglaublicher Schnelligkeit in die Erde zu vergraben versteht und nach Art unserer Igel in solchen Erdschüchern lebt. Seine Nahrung besteht theils aus Vegetabi-

lien, theils aus kleineren Thieren. Vorzüglich liebt es das Has. Es gereicht Mad. Tourniaire zum besondern Verdienste, daß sie uns schon zweymal den Anblick lebender Gürtelthiere verschaffte; und zwar zum ersten Male 1818, wo eine selbst der Gattung nach verschiedene Art, mit vollkommen mangelnden Vorderzähnen, nemlich das neungürtelige Armadill (*Dasypus Peba*) ihre Menagerie zierte.

Der Löwe, welchen wir hier sehen, ist von vorzüglichster Schönheit, rüchlichst seines Körperbaues. Er ist von hochgelber Farbe, mit dichter, dunkler Halsmähne. Der Bauch ist durchaus frey von einer Mähne und zeigt nur in der Inguinalgegend einige spärliche Haarbüschel. Wir haben schon bey mehrfacher Gelegenheit in diesen Blättern die Unterschiede aus einander gesetzt, welche die einzelnen Ragen der Löwen begründen und können daher uns darauf beziehen; müssen aber nach eben diesen Unterscheidungsmerkmalen erklären, daß dieser Löwe zur persischen Raze (*Leo asiaticus*) gehöre, welche bisher nur sehr selten hier zur Schau gestellt war, und überhaupt zu den minder häufigen Erscheinungen gehört, welche in Menagerien vorkommen.

Der schöne männliche Panther (*Felis Pardus*), welcher sich als solcher durch den langen Schweif und die stark gewölbte Gesichtslinie schon auf den ersten Blick ausdrückt, und durch diese Kennzeichen von den beyden ihm verwandten Ragenarten, dem Leoparde und der Unze unterscheidet, ist der Bewohner von Süd-Afrika und ebenfalls schon bey der Schilderung früher hier gezeigter Menagerien in diesen Blättern besprochen worden.

Eben so die gestreifte Hyäne (*Hyaena vulgaris*) aus Abyssinien, welche hier in einem sehr großen und schönen Exemplare vorhanden ist, und durch den vorgestreckten Maulkorb ihre Wildheit verräth.

Das junge Manbrillweibchen (*Papio Mormon*) verdient als eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und ein in Menagerien selten mangelnder Artikel, wenig Beachtung.

Von Vögeln ist durchaus nichts vorhanden, das einer besondern Erwähnung werth wäre *). Wir betrachten diesen Abgang aber keineswegs als einen Verlust oder auch nur als einen Mangel; denn aus dieser Thierklasse haben wir bey nahe schon Alles gesehen, was eine allgemeinere Theilnahme verdient. Auch spricht diese Abtheilung lediglich nur den Kenner an und macht auf das große Publicum, mit Ausnahme des Farbenschmuckes des zahllosen Heeres der Papageyen, wenig Eindruck.

Die drey Riesenschlangen, welche hier abermals wieder als drey verschiedene Arten aufgeführt werden, gehören eben so wie alle, welche wir bisher seit 16 Jahren in Wien und zwar zum ersten Male durch Tourniaire 1820 gesehen haben, zu einer und derselben Art, nemlich der ostindischen Tigerschlange (*Asterophis Tigris*). Es ist nicht wohl zu begreifen, aus welcher Ursache immer nur die asiatischen Riesenschlangen nach Europa gebracht werden, und niemals die in ihrem Vaterlande so ungeheuer häufige Boa Constrictor, welche sich durch ihre eigenthümliche Farbenzeichnung vor allen anderen unverkennbar auszeichnet, oder die noch größere, gleichfalls in Brasilien heimische Wasserschlange (*Eunectes Seytale*), die größte aller bisher bekannten Schlangenarten. Die Tourniaire'schen Exemplare sind übrigens schön erhalten, wohl genährt, und eine derselben ist auch ziemlich groß. Alle zeigen die ganz eigenthümliche, besondere Trägheit.

Nach unserer Überzeugung, welche in dieser Schilderung, deren Zweck es ist, das Publicum auf die besondere Ausgezeichnetheit dieser Menagerie aufmerksam zu machen, ausgesprochen ist, glauben wir nicht zweifeln zu dürfen, daß sich unsere Anpreisung nach genommener Einsicht bewähren werde; und wir wünschen nur, daß diese Darstellung dazu beitragen möge, den Sinn für fremde Thierbildung im Allgemeinen zu erhöhen, und die Behauptung zu bewahrheiten, daß das Studium der Natur mit zu den nützlichsten Beschäftigungen gehöre, und für jeden wahrhaft Gebildeten von höchster Wichtigkeit sey. Ist es uns gelungen, dadurch auch den Besitzern dieser Menagerie einen zahlreicheren Besuch zu verschaffen, so sind wir doppelt belohnt; denn ein Privatunternehmen dieser Art, welches doch nur der Wissenschaft bestimmt, und mit so ungeheuren Kosten verbunden ist, verdient in jeder Beziehung eine reichliche Unterstützung. Nur durch diese ist es möglich demselben Gedeihen zu verschaffen.

*) Zwen Amazonpapageyen (*Psittacus aestivus*), ein gelbhaufiger Kakadu (*Plectolophus sulphureus*) und ein Silberfasan (*Phasianus Nychthemerus*).